

„Exodus cantorum“ –
Joseph Victor von Scheffels Aufenthalt in Franken
im Kontext seines Gesamtwerkes

von

Bernhard Wickl

„Seit ich die Ehre hatte, Euer Königlichen Hoheit wie einem väterlichen Freunde gegenüberzustehen, ist Herz und Neigung des Poeten dem Burgherrn der Wartburg dienstbar geworden. Aber eben indem ich mit dem Besten, was ich habe, Euer Königlichen Hoheit danken möchte, hoffe ich, dass es nicht missdeutet werde, wenn ich wiederholt zu bitten wage, das Interesse was Hochdieselben dem Künstler in mir zuzuwenden geruhen, nicht in gleichem Maße auf meine übrige Person ausdehnen zu wollen. Wenn ich das Bewusstsein hätte, Euer Königlichen Hoheit eine Fülle von Kraft und Energie, einen ganzen, ächten, unverbrauchten Menschen von dem Schlage jener schöpferischen Naturen, die in Hochdero Großvater ihren Maecenas verehrten, zur Verfügung stellen zu können, so würde es meine Pflicht und mein Ehrgeiz sein, mit allem, was ich sein und bieten könnte, einen Posten im practischen Leben auszufüllen. So aber, wie ich wirklich bin, im Innern mannigfach gebeugt und gebrochen, – ... dazu mit [einer] unseligen melancholischen Naturanlage ... ausgestattet ... ist es nur eine klare Beurteilung eigener Leistungsfähigkeit, wenn ich versichere, dass ich dem vielseitigen Vertrauen, das Euer Königliche Hoheit auf meine schwachen Fähigkeiten zu setzen geruhten, schwerlich zu entsprechen im Stande wäre. Ich bin stolz darauf, in Euer Königlichen Hoheit einen so gütigen Protector gefunden zu haben; das fürstliche Wort, ich solle wissen, dass ich an Hochdieselben einen Anhalt und Stützpunkt für das ganze Leben zu gewärtigen habe, macht mich mutig und freudig zu neuer Arbeit; ... Und wenn es

mir je einstmals gelingen sollte, ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild aus den Zeiten, da Minnelied und gewappneter Männer Schritt durch jene Hallen tönten, zu schaffen, so bin nicht ich der, der es zeichnet, sondern es ist der künstlerische Sinn Euer Königlichen Hoheit, der es wachgerufen.“

Diese Zeilen schrieb der 31-jährige Joseph Victor Scheffel am 18. November 1857 an seinen Gönner, den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, auf dessen Einladung hin er noch bis wenige Tage vorher zu Gast auf der Wartburg gewesen war. Carl Alexander ist kein Geringerer als der Enkel Carl Augusts, der zusammen mit seiner 1807 verstorbenen Mutter Anna Amalia den Weimarer Musenhof schuf: Wieland, Herder, Goethe und Schiller verschafften dem kleinen Weimar Weltgeltung und ein goldenes Zeitalter. Der von 1853 bis 1901 regierende Carl Alexander hegte offenbar ähnliche Absichten wie seine berühmten Vorfahren; denn er versuchte durch die Berufung angesehener Schriftsteller, Musiker oder Maler nach Weimar dessen bereits etwas verblaßten Glanz als Kulturmetropole zu erneuern. Wie war Carl Alexander auf Scheffel aufmerksam geworden?

Der in Karlsruhe beheimatete Dichter hatte auf Wunsch des Vaters Jura studiert, obwohl er sich zum Künstler, und zwar ursprünglich zum Maler berufen fühlte. Sein Studium hatte ihn nach München, Heidelberg, Berlin und wieder zurück nach Heidelberg geführt, wo er 1849 sein Doktorexamen ablegte. Zwar hegte er gegen den Staatsdienst eine Abnei-

gung, trat aber trotzdem Ende 1849 eine Stelle als Rechtspraktikant am Bezirksamt Säckingen an. Zwei Jahre später arbeitete er noch einige Monate als Sekretär beim Hofgericht in Bruchsal, um dann aber dem ungeliebten Beruf den Rücken zu kehren. Er reiste im Mai 1852 nach Italien, wo er sich zum Maler ausbilden lassen wollte. Bei diesem insgesamt einjährigen Aufenthalt im Süden erkannte Scheffel jedoch, daß seine Bestimmung nicht in der Malerei, sondern im literarischen Schaffen lag. So entstand in Italien sein erstes wirklich bedeutendes Werk, die Versnovelle „*Der Trompeter von Säckingen*“, das zu Weihnachten 1853 veröffentlicht wurde und bereits 1895 die 216. Auflage erreichte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien strebte Scheffel dann eine wissenschaftliche Laufbahn an und studierte die Klosterchronik von St. Gallen. Dabei stieß er auf einen literarisch verwertbaren Stoff und schrieb im Jahre 1854 seinen historischen Roman „*Ekkehard*“, der im frühen Mittelalter in der Gegend um den Bodensee spielt. Dieses im Frühjahr 1855 erschienene Werk avancierte zu einer Art Kultbuch, das noch im Jahre 1926 zum 100. Geburtstag des Autors geradezu enthusiastisch gefeiert wurde. Diese beiden Werke begründeten den literarischen Ruhm Scheffels, welcher sicher entscheidend mit dazu beitrug, daß sich Großherzog Carl Alexander so intensiv um den Autor bemühte.

Ein zweiter, kaum weniger wichtiger Grund liegt in der engen Beziehung zwischen Scheffel und Thüringen bzw. der Wartburg. Diese läßt sich auf den 1823 geborenen Thüringer Karl Schwanitz zurückführen, mit dem Scheffel seit dem Wintersemester 1844, das die beiden jungen Männer in Heidelberg verbrachten, eine tiefe, lebenslang andauernde Freundschaft verband, an der auch die Familien regen Anteil nahmen; vor allem Scheffels Mutter Josephine schloß Schwanitz wie einen Sohn in ihr Herz. Im September 1846 war Scheffel sechs Tage lang Gast bei der Familie Schwanitz in Eisenach, und bei dieser Gelegenheit besuchten die beiden Freunde natürlich auch die Wartburg, die – wie es der einleitend zitierte Brief andeutet – für Schef-

fels literarisches Wirken fast schon eine Art Schicksalsort werden sollte.

Schwanitz war es auch, der Scheffel die Bekanntschaft mit dem Offizier Bernhard von Arnswald vermittelte, einem engen Vertrauten des Großherzogs Carl Alexander schon vor dessen Regierungsantritt. Arnswald war 1840 zum Kommandanten der Wartburg ernannt worden und knüpfte später auch die Verbindung zwischen Scheffel und dem Großherzog, die ebenfalls bis zum Tod des Schriftstellers im Jahre 1886 Bestand hatte.

Im Briefwechsel zwischen Scheffel und Schwanitz, an dem sich recht häufig auch Scheffels Mutter beteiligte, findet sich der erste Hinweis auf den Großherzog in einem Schreiben Josephine Scheffels von Anfang Juni 1851. Den Offizier von Arnswald erwähnt sie am 12. März desselben Jahres: „*Die anziehende Einladung des Kommandanten von der Wartburg wird Joseph dieses Jahr nicht annehmen können, da, wie Sie wissen, seine Pläne südwärts gehen.*“ Diese beiden Briefstellen liegen zeitlich etwa sechs Jahre vor dem eingangs zitierten Dankschreiben Scheffels an Carl Alexander. Dies zeigt, daß der Besuch Scheffels auf der Wartburg im Jahre 1857 eine lange Vorgeschichte hatte und Kulminationspunkt einer viele Jahre vorher beginnenden Entwicklung war.

Die Zeit zwischen der Veröffentlichung des „*Ekkehard*“ und seinem Zusammentreffen mit Carl Alexander war für Scheffel nicht einfach: Die intensive Arbeit am „*Ekkehard*“ hatte ihn doch mitgenommen; trotzdem begab er sich auf zwei längere Reisen nach Venedig und Südfrankreich und nahm neue literarische Projekte in Angriff. In Frankreich erlitt er einen Fieberanfall, der ihn zu einer Kur in Bad Rippoldsau zwang. Im Oktober 1856 siedelte er nach München über, wo ihn seine Schwester Marie besuchte, kurz nach ihrer Ankunft im Februar des Jahres 1857 aber an Typhus starb. Dies war ein schwerer Schlag für Scheffel, der zum seelischen Zusammenbruch führte.

Aufwärts ging es wieder im weiteren Verlauf dieses Jahres, das Scheffel im September auf Einladung des Großherzogs zur 300-Jahr-

Feier der Universität Jena nach Thüringen führte. An die Feierlichkeiten schlossen sich eine Wanderung durch den Thüringer Wald und ein Aufenthalt auf der Wartburg und in Wilhelmstal an, bei dem Carl Alexander offenbar heftig um Scheffels Gunst warb, was den eingangs zitierten Dankesbrief Scheffels zur Folge hatte. In diesem Schreiben verspricht der badische Autor dem Großherzog ein Werk über die Wartburg, „ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild“. Allerdings verraten einige Formulierungen in diesem Brief Scheffels Unbehagen und sein Gefühl, daß er sich mit dieser Arbeit möglicherweise eine Last aufgeladen habe, die er eigentlich gar nicht schultern könne. Offenbar fühlte er sich aus Dankbarkeit dem Großherzog gegenüber verpflichtet, eine solche Arbeit in Angriff zu nehmen, wohl war ihm dabei jedoch nicht.

An eine Ausführung des Vorhabens konnte Scheffel im Jahre 1858 freilich noch nicht denken, da er am 1. Dezember 1857 die ihm angebotene Stelle eines fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothekars in Donaueschingen angetreten hatte. Fürst Karl Egon hatte kurz vorher die 12.000 Bände und viele Handschriften umfassende Bibliothek aus dem Nachlaß des Germanisten Freiherrn von Laßberg erworben und Scheffel dafür gewonnen, diese zu ordnen und zu katalogisieren. Wie ernst Scheffel diese Aufgabe nahm, zeigt die Tatsache, daß er sogar das Angebot Carl Alexanders ausschlug, „Bibliothekar der Wartburg“ zu werden, das ihm im Februar 1858 unterbreitet wurde. In seiner Antwort vom 8. März begründet Scheffel seine Absage und führt dann weiter aus: „Meine Freude aber soll es sein durch die Tat zu zeigen, daß ich der freundlichen Stunden, die ich an der Seite Euer Königlichen Hoheit [auf der Wartburg] zu verbringen die Ehre hatte, und meines Versprechens wohl eingedenk bin. Sobald meine Catalogarbeit beendigt ist, werde ich mich für etliche Monate ganz frei machen; wenn Gott Gedeihen und Kraft schenkt, so gehört die nächste Arbeit der Wartburg. ... Den geistlichen Hauch der Kreuzzugszeit und die harzfrische Walduft der Thüringer Berge zu einem runden Ganzen zu fixieren, wird mehr und mehr mein Lieblingswunsch.“

Im Anschluß an diese Passage skizziert Scheffel einige Inhalte des geplanten Romans: Im Mittelpunkt sollten stehen: der Sängerstreit auf der Wartburg, das Nibelungenlied, die großen Autoren des Mittelalters wie etwa Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach oder der sagenhafte Heinrich von Ofterdingen und „eine fremdartige Frauengestalt, *Viola argentea* im Latein der Mönche, die ... ein stilles Waldleben führt und zum Sängerstreit in Beziehung tritt, ...“ Nach dieser *Viola* wollte Scheffel den Roman offenbar auch benennen.

Für den „*Ekkehard*“ hatte er intensive historische Studien durchgeführt, die sich in umfangreichen Anmerkungen niederschlugen, und auch die Schauplätze seines Romans genau in Augenschein genommen. So verbrachte er zum Beispiel während der Arbeit am „*Ekkehard*“ mehrere Wochen auf dem Hohentwiel im Hegau. Genau dasselbe Verfahren schwebte ihm für das Schreiben seines Wartburgromans vor.

Deshalb mußte Scheffel erst einmal Karl Egon, den Fürsten zu Fürstenberg, um Entbindung von seiner Tätigkeit als Bibliothekar in Donaueschingen bitten. Dieser durchaus etwas heiklen Aufgabe entledigte er sich am 24. März 1859 brieflich, woraufhin ihm der Fürst so lange Urlaub gewährte, „bis er dem Großherzoge von Sachsen-Weimar die versprochene geschichtliche Arbeit gefertigt hat, ...“

Freund Schwanitz, der am 12. Mai heiraten wollte, wurde am 10. April 1859 über Scheffels Vorhaben unterrichtet und gleichzeitig davon in Kenntnis gesetzt, daß Scheffel eben wegen dieser Reise nicht die Hochzeit seines Freundes werde miteiern können: „Nach Ostern werde ich Donaueschingen verlassen, um dem Großherzog von Weimar mein Versprechen zu halten und das Buch aus den Zeiten Landgraf Hermanns und des alten Wartburgglanzes zu schreiben. ... Ich kann diese Arbeit gedeihlich nicht unternehmen, ohne aus eigener Anschauung Oberösterreich, die Burgen und Klöster von Linz bis Wien, und außerdem die alte Bischofsstadt Passau kennen gelernt zu haben.“

Seine Reisepläne teilte Scheffel natürlich auch dem Großherzog recht ausführlich bereits in einem Brief vom 30. Dezember 1858 und in einem weiteren Schreiben vom 9. Juni des folgenden Jahres mit. Darin heißt es:

.... um zu freier Anschauung der alten Zeit zu gelangen, muß ich bald reisen z.B. nach Österreich, Franken, auf den Hohenstaufen, bald still vergraben hinter Büchern liegen. Und so steht noch manche Unruhe bevor, ehe ich der Wartburg freundlich Gastrecht zur letzten ausrundenden Arbeit beanspruchen darf.“

Erst in diesem zuletzt zitierten Brief erwähnt Scheffel auch Franken als Reiseziel, das er dann auch wirklich ansteuerte. Am 16. Juni 1859 brach der Dichter zu seiner Sommerfahrt auf, die auf der Wartburg mit der Arbeit am geplanten Roman ihren Abschluß finden sollte. Über Göppingen und den Hohenstaufen reiste Scheffel nach Donauwörth, von wo aus er donauabwärts am 21. Juni Passau erreichte. Nach zweitägigem Aufenthalt ging die Fahrt weiter nach Wien, wo er vier Tage blieb, um sich dann über Prag, Dresden und Leipzig dem geliebten Thüringen und der Wartburg anzunähern. Allerdings verweilte Scheffel auf der Wartburg nicht einmal einen Tag, sondern nutzte sie nur als Zwischenstation auf seinem Weg zum vorläufigen Reiseziel. Am 11. Juli zog er dort ein und schrieb noch am selben Tag an seine Mutter: „Endlich hat meine Wanderfahrt ein Ende und ich habe einen ruhigen Bergesgipfel gefunden, der mich in den nächsten Wochen gastfreundschaftlich beherbergen soll ... hier ist die ersehnte Stille und Waldeinsamkeit, und einfach ländlich Leben, drei Dinge, die zur Konzentrierung des Geistes und schöpferischer Gestaltung schier unumgänglich nötig sind. Ich sitze in einer hohen Mönchsstube, mit Aussicht in die waldigen Höhen des Frankenlandes. Benediktiner haben einst dafür gesorgt und gebaut, daß nach ihnen Kommende mit ähnlichem Sinn diese Stätte vorfinden ... jetzt gehört einem Herzog von Bayern und ist ein leerstehend großartiges Herrenschloß ... Kloster Banz in Franken.“

Zwei Monate – viel länger als ursprünglich geplant – blieb Scheffel hier Gast und arbei-

tete an seinem Wartburgroman, wobei ihm vor allem Lieder aus der Feder flossen und nur wenig Prosa. Immer wieder unternahm er auch Ausflüge in die Umgebung, z.B. nach Bamberg, was er alles treu seiner Mutter berichtete. Am 30. August sah er sich wegen des schleppenden Fortgangs seiner Arbeit gezwungen, Karl Egon, den Fürsten zu Fürstenberg, um Entbindung von dem Versprechen zu bitten, seine Tätigkeit als Bibliothekar in Donaueschingen zu Ostern des Jahres 1860 wieder aufzunehmen: „Nachdem ich jetzt wieder sieben Wochen in redlicher Tätigkeit an meiner Aufgabe gesessen, habe ich nach ungefährm Überschlag 1/3 derselben vollendet und noch 2/3 oder mehr auszuführen. Ich kann sie aber ohne zeitweise Unterbrechung, nicht fortsetzen, und bis Ostern nächsten Jahres ... nicht in Ruhe zu Ende bringen.“

Etwa um die Zeit, als er diesen Brief verfaßte, wahrscheinlich Anfang September, unternahm Scheffel, „als allmählichen Schluß [seines] Aufenthaltes im Frankenland, einen herrlichen Ausflug in das Hochland der sogenannten Fränkischen Schweiz,“ wie er seiner Mutter am 6. September berichtete. Da der Dichter zu dieser Zeit gewonnene Eindrücke häufig literarisch verwertete, um sie seinem im 13. Jahrhundert spielenden Wartburgroman einverleiben zu können, ergab sich auch aus diesem dreitägigen „Gebirgsmarsch“ ein Gedicht mit dem Titel „Exodus cantorum – Bamberger Domchorknaben Sängerfahrt“, das in 20 Strophen eine Frühlingswanderung eben dieser Bamberger Domchorknaben durch die Fränkische Schweiz und die nördlich davon gelegenen Maingebenden beschreibt.

„Exodus Cantorum“ wurde von Scheffel 1863 als erster Beitrag zum Kapitel „Fahrende Leute“ in seiner Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ veröffentlicht. Sicher liegen diesem Werk eigene Reise- und Wandererlebnisse Scheffels zu Grunde; doch wird der Leser darin in ein idealisiert dargestelltes Hochmittelalter geführt. Im Vorwort zu „Frau Aventiure“ legt sich der Dichter auf das Jahr 1207 als Zeitpunkt des Sängerwettstreits auf der Wartburg fest, womit auch der Ausflug der Bamberger Chorschüler zeitlich einge-

ordnet ist. Wenn wir den Domchorknaben nun durch die Fränkische Schweiz folgen, so wollen wir vor allem der Geschichte der im Gedicht erwähnten Orte unsere Aufmerksamkeit schenken.

*„Nun treibt der Frühling Blatt an Blatt
Und füllt die Welt mit Wonnen,
Fahr wohl, Altbamberg, fromme Stadt,
Samt Mönchen und samt Nonnen:
Die Fiedel lockt, die Flöte girrt,
Die Rohrschalmelien blasen,
Fahrt wohl, Herr Bischof, strenger Hirt,
Die Böcklein wollen grasen.“*

Dem Ausgangspunkt der Reise, Bamberg, gehört die erste Strophe des Gedichts. Das historische Zentrum der „frommen Stadt“ liegt auf dem Domberg, wo an der Stelle, an der wir heute die Alte Hofhaltung besichtigen können, bereits im 9. und 10. Jahrhundert eine Burg der Babenberger stand. Nach der Erhebung Bambergs zum Bischofssitz durch Heinrich II. im Jahre 1007 entwickelte sich das „Rom des Nordens“ schnell zu einem geistlichen Zentrum. Die älteren Bistümer Würzburg und Eichstätt mußten Besitz an Bamberg abtreten, was nicht ganz problemlos vonstatten ging, letztendlich aber doch nicht zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen führte. Mit dem Bau des 1007 erstmals erwähnten Domes wurde möglicherweise schon drei Jahre vorher begonnen. Dieses Bauwerk, der Heinrichsdom, stand bis zum Jahre 1185, als ein verheerendes Brandunglück den Anlaß zu einem Neubau gab. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts befand sich das Gotteshaus also im Bau; denn die Weihe erfolgte im Jahr 1237.

Die von Scheffel erwähnten „Mönche und ... Nonnen“ lebten in zahlreichen, im 13. Jahrhundert bereits lange bestehenden Klöstern und Stiften: etwa in dem auf die Zeit Kaiser Heinrichs zurück gehenden Benediktinerkloster St. Michael, das 1117 durch ein Erdbeben vernichtet wurde, in dem aus dem Eigenbesitz der Heiligen Kunigunde, der Gemahlin des 1146 ebenfalls heilig gesprochenen Kaisers Heinrich, gestifteten St. Stephan oder in dem im 12. Jahrhundert als Karmelitenkloster gegründeten St. Theodor.

Nach der Bistumsgründung entwickelte sich in Bamberg schnell eine Domschule, die 150 Jahre lang eine der bevorzugten Bildungsstätten des Reichsklerus blieb, dann aber gegenüber den in romanischen Ländern entstehenden Universitäten immer mehr an Boden verlor. Sehr bedeutend war auch die Dombibliothek, die Kaiser Heinrich aus allen Teilen des Reiches mit wertvollen Buchbeständen versorgt hatte. Vor allem ihre Ausstattung mit Handschriften der lateinischen Klassik stellte Bamberg über alle anderen Dombibliotheken der Zeit. Damit haben wir nun fast wieder die Zeit erreicht, in der Scheffel seine Domchorknaben aus Bamberg ausziehen läßt.

Während der Dichter die Anreise zum nächsten Wanderziel zumindest bis Forchheim bereits mit der Eisenbahn durchführen konnte, mußten sich seine Chorschüler natürlich auf Schusters Rappen fortbewegen.

*„Ob Vorchheim bei Kircherenbach
Wolln wir zu Berge steigen,
Dort schwingt sich am Walpurgistag
Der Franken Maimarktreigen;
Der ist seit grauer Heidentzeit
Noch allem Landvolk teuer,
Schatzkind, halt Gürtel fest und Kleid,
Wir springen durch die Feuer!“*

Die Ehrenbürg oder – auf gut Fränkisch – das Walberla ist eine uralte heidnische Kultstätte, an der nach der Christianisierung die heilige Walburgis verehrt wurde. Diese war eine Schwester des heiligen Willibald, des ersten Bischofs von Eichstätt, von wo aus die Christianisierung des Wiesentales erfolgte. Eichstätt wurde ungefähr 250 Jahre früher als Bamberg Bischofssitz. Walburga war Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Gunzenhausen und ihr wurde die Kultstätte auf der Ehrenbürg geweiht, woraus sich schnell ein Wallfahrtsort entwickelte. Bereits für das 9. Jahrhundert sind Wallfahrten dorthin belegt. So scheint es durchaus möglich, daß ein der heutigen Kirchweih vergleichbares Fest bereits im Hochmittelalter stattfand, obwohl die erste urkundliche Erwähnung der Walberla-kirchweih erst im Jahr 1360 erfolgte.

Eine sehr schöne Beschreibung der „Ehrenbürg bei Forchheim“ und dieses Festes erschien im Jahre 1822 in Bamberg. Der Verlag Palm und Enke in Erlangen hat das lesenswerte Büchlein mit dem Untertitel „Ein Walburgis-Geschenk für Dahn-Reisende“ 1981 als Band 7 der Reihe „Bibliotheca Franco-nica“ nachgedruckt und es so auch dem modernen Leser zugänglich gemacht.

„Drauf schlendern wir talaufwärts hin,
Wo über Busch und Wiesen
Der Schlüsselberger Festen kühn
Die Taleswindung schließen!
Mit Namen sind sie bös genannt,
Links droht der ‚Berg des Streites‘,
Rechts brüstet auf der Felsenwand
Sich breit das ‚Eck des Neides‘.“

Vom Walberla aus reicht der Blick über Ebermannstadt und Gasseldorf hinaus bis nach Streitberg. Auf diesem Weg läßt Scheffel seine Domchorknaben also gleich in das Herz der Fränkischen Schweiz vordringen, die der Dichter im Jahre 1859 schon fast ganz selbstverständlich so bezeichnet.

Die Ruine der Streitburg verbirgt sich vom Tal aus den Blicken neugieriger Wanderer fast vollständig. Wer die Überreste sehen und vor allem den herrlichen Blick nach unten genießen will, muß einen steilen, aber kurzen Anstieg bewältigen. Scheffel dürfte von der Burg keinen entscheidend anderen Eindruck gewonnen haben als heutige Besucher, da sie auf Befehl der Regierung in Bayreuth 1811 abgebrochen wurde.

Die einstmals reichen Ritter von Streitberg werden urkundlich erstmals im Jahre 1109 erwähnt; 1285 befand sich die Burg im Besitz derer von Schlüsselberg, die 1347 ausstarben. Danach teilten sich die Bischöfe von Bamberg und Würzburg den Besitz, wobei die Ritter von Streitberg aber Lehensmänner auf der Burg blieben, die schließlich im Jahre 1508 an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Kulmbach ging. Drei Jahrhunderte lang war die Streitburg dann markgräfliches Eigentum. In seinem überaus kenntnis- und inhaltsreichen Buch über die Fränkische Schweiz – einer der Hauptquellen dieses Aufsatzes – beschreibt August Sieghardt die Zerstörung

der Burg im Jahre 1553 durch Bamberger, Würzburger und Nürnberger Truppen.

„Am Streitberg ragt der Steinklotz schroff
Und weiß wie meerverwaschen,
Das Pilgerstüblein auf dem Hof
Weiß nichts von leeren Flaschen;
Noch blüht dem Talvogt Christian
Karfunkelrot die Nase,
Und Weihrauchdampf, der Burgkaplan,
Turniert mit ihm beim Glase.“

Wenn sich auch auf dem Burghof heutzutage – der Andeutung Scheffels entgegen – kein „Pilgerstüblein“ mehr befindet, so muß doch der moderne Wanderer auf eine solche ihn seelisch und körperlich stärkende Einrichtung nicht verzichten. Neben der Möglichkeit, Streitberger Kräuterlikör zu verkosten, bietet die „Pilgerstube“ in der 1898 gegründeten Alten Kurhausbrennerei auch viele Erinnerungen an die Geschichte des Ortes, an berühmte Besucher und an Scheffel selbst.

Es fällt auf, daß in den Gedichten Scheffels das Trinken immer wieder thematisiert wird. Seinen Trink- und Studentenliedern verdankte Scheffel einen nicht unerheblichen Teil seines Ruhmes, der bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts anhielt. Man kann ihn als den Sänger einer längst vergangenen Studenten- und Burschenherrlichkeit bezeichnen. In den Briefen an seinen Freund Karl Schwanitz und natürlich in vielen Gedichten hat Scheffel diese Zeit festgehalten. In dem Maße, wie sich das Leben der Studenten im Verlaufe des 20. Jahrhunderts wandelte, verblaßte auch Scheffels Ruhm.

„Vor Neideck drüben wolln wir auch
Mit Schall die Fiedel streichen,
Daß die am Tor nach Hofburgsbrauch
Den Spielmannspfennig reichen.
Frau Wulffild mit der Sammehand
Erscheint im Veilchenkränzlein:
Die Herren trabten weit ins Land,
Wohlauf, ein Schülertänzlein!“

Die Neideck gilt als eine der malerischsten Ruinen in der Fränkischen Schweiz, die schon vor Scheffel Besucher anlockte und diese zu begeisterten Kommentaren hinriß: Ernst Moritz Arndt etwa nannte sie 1798 „die größten und schönsten, die romantischsten Ruinen,

die ich auf teutschem Boden je gesehen habe.“ Die erste urkundliche Erwähnung der Burg erfolgte im Jahre 1312, als Konrad von Schlüsselberg Besitzer auf Neideck wurde. Durch den Versuch, das Wiesental mit Hilfe einer Mauer zwischen der Streitburg und Neideck zu sperren und sich so Mauteinnahmen zu sichern, brachte Konrad die Burggrafen von Nürnberg sowie die Bischöfe von Bamberg und Würzburg gegen sich auf. Sie belagerten daraufhin im Jahre 1347 die Neideck und schleuderten mit Wurfmaschinen schwere Steine in die Burg. Ein solcher töte Konrad von Schlüsselberg, mit dem das Geschlecht ausstarb. Die Burg Neideck fiel an das Hochstift Bamberg und wurde zum Sitz eines bischöflichen Amtes. Truppen des Markgrafen Albrecht Alcibiades plünderten und zerstörten die Burg im Markgräflerkrieg 1553. Seit dieser Zeit ist sie eine Ruine, die man fast genau 400 Jahre nach ihrer Zerstörung renovierte und in ihrem Bestand sicherte.

„Zum schwindelhohen Adlerstein
Versuch' ich früh ein Klettern,
Schau'rundum ins Gebirg hinein
Und laß die Laute schmettern.
Frühnebel spielt, von Wind gefacht,
Um Felsen, grobgestaltig ...
O Hochland, wilde Hochlandpracht,
O Täler grün und waldig!“

Als nächstes Ziel dürften die Bamberger Domchorknaben Muggendorf angesteuert haben, von wo aus sie dann am rechten Rand des Wiesentales auf die Hochfläche wanderten. Etwa eine Stunde von Muggendorf entfernt steht dort der Adlerstein, der die Mühen des Anmarsches mit einer herrlichen Aussicht belohnt. Der Blick von dem früher auch als Adel- bzw. Adlitzstein bezeichneten Felsen reicht bis zu den Höhen des Fichtelgebirges, bietet jedoch auch interessante Ansichten von vielen umliegenden Burgen.

„Das Rabeneck hangt keck und fest
An finstrer Felsenrippe,
Als zieme solch Raubvogelnest
Zum Schmuck jedweder Klippe ...
Und eh' wir es nur recht besahn,
Erhab ein Knapp'schon Händel,
Er lief uns mit dem Wolfspieß an
Und pfändete die Mäntel.“

Über die nahe des Adlersteins gelegene Ortschaft Engelhardsberg und die beeindruckenden Felsformationen der Riesenburg kann man bei dem Ort Doos, wo die Aufseß einmündet, wieder in das Wiesental hinabsteigen, das oberhalb von Doos auch als Rabenecker Tal bezeichnet wird. Nach Auskunft August Sieghardts war die Burg Rabeneck „schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts Stammsitz eines gleichnamigen Rittergeschlechtes“ und fiel dann an die uns bereits von Streitburg und Neideck bekannten Schlüsselberger. Ende des 14. Jahrhunderts belehnte das Hochstift Bamberg die Herren Stiebar von Buttenheim mit der Burg. Ab 1577 befand sie sich dann im Besitz der benachbarten Ritter von Rabenstein, deren letzter Sproß, Peter Johann Albrecht von Rabenstein, im Jahre 1742 starb, woraufhin die Burg wieder an die Lehnsherren zurück fiel. Der damalige Fürstbischof verkaufte Rabeneck schließlich an seinen Bruder, den Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn-Wiesenthied. Im Verlaufe ihrer langen Geschichte wurde die Burg zweimal zerstört, und zwar im Bauernkrieg und während des 30-jährigen Krieges. Den Wiederaufbau führte man nicht vollständig durch, so daß Teile der Burg in Ruinen liegen.

„Am Klausensteiner Kirchlein stand
Der Klausner in Gedanken
Und sprach: Hier schaut ihr in das Land
Der Steine und der Franken.
Der Wende dacht', es wäre sein,
Wir nahmen's ihm als Sieger:
Auf jedem Berg ein schroffer Stein,
Auf jedem Stein ein Krieger!“

Würde man der Wiesent und ab Behringermühle dem Ailsbach folgen, so wäre es bis zur Klausenstein-Kapelle ein ziemlich weiter Weg; über das Dorf Eichenbirkig auf der Hochfläche sind es von Rabeneck aus nur wenige Kilometer. Die Kapelle liegt über einem der landschaftlich reizvollsten Talabschnitte der Fränkischen Schweiz, dem Rabensteiner Tal. Das möglicherweise schon aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirchlein, das noch Mauerteile aus romanischer Zeit erkennen läßt, diente den Rittern von Rabenstein bis zum Erlöschen dieses Geschlechts im Jahre 1742 als Schloßkapelle. Ursprünglich jedoch

stand auf dem Klausenstein die Burg der von 1100 bis 1271 beurkundeten Herren von Ahorn, und die Kapelle dürfte den letzten baulichen Überrest dieser Burg darstellen.

„Gottlob, bald war der stolze Bau
Zum Rabenstein ereilet,
Dank, dreimal Dank der hohen Frau,
Die allen Kummer heilet.
Dem Mäntelräuber sang ich Fluch,
Die Gute hört's im Hofe,
Uns bracht' fünf Ellen ländisch Tuch
Als Gottesrost die Zofe.“

Ein angenehm kurzer, aber landschaftlich sehr schöner Weg führt den Wanderer hoch über der Sophienhöhle und dem Ailsbach zur Burg Rabenstein, deren wechselvolle Geschichte geprägt wurde von Familien oder Herrscherhäusern, die uns auf der bisherigen Reise schon öfter begegnet sind. Als Erbauer der Burg gelten die Reichsherren von Waischenfeld; schon am Ende des 12. Jahrhunderts lassen sich die Ritter von Rabenstein nachweisen. Bis 1347 saßen dann Lehensträger der Reichsherren von Schlüsselberg auf der Burg, die nach deren Aussterben an die Burggrafen von Nürnberg fiel. Auf Umwegen gelangte sie 1557 wieder in den Besitz der Ritter von Rabenstein, was sie bis zum bereits erwähnten Tod des letzten Rabensteiners im Jahre 1742 auch blieb. Zwei Jahre später verkaufte Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth die Burg Rabenstein an den Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn-Wiesentheid, der um diese Zeit ja auch die Burg Rabeneck erwarb. Mit dieser benachbarten Burg teilte Rabenstein das Schicksal der Zerstörung während des 30-jährigen Krieges und des nicht vollständigen Wiederaufbaus.

„Dank auch, auf Albuines Schloß
Dir, tapfrer Pottensteiner!
Du nähmst uns auf, an Güte groß,
Sangfroh wie unsreiner.
Wie schwand die Nacht beim Becherruck,
Wie dröhnten deine Hallen
Beim Jägerlied vom Guiguck
Und den drei Nachtigallen!“

Auch Pottenstein, das wiederum über die Hochfläche recht schnell erreicht ist, gehört zu den landschaftlichen Höhepunkten der Fränkischen Schweiz. Die hoch über dem Zu-

sammenfluß von Püttlach und Weihersbach liegende Burg hat eine mehr als tausendjährige Geschichte; denn der erste Burgbau von 918 bis 924 geht zurück auf den von 911 bis 918 regierenden König Konrad I. von Franken, der die Veste gegen die Slaven nutzen wollte. Bald ging die königliche Burg in den Besitz des Ritters Otto von Schweinfurt über, dessen Tochter Judith den Grafen Botho von Kärnten heiratete und die Burg als Mitgift bekam. Von diesem Grafen Botho erhielten Ort und Burg ihren Namen. Im Jahre 1139 übernahm Bischof Otto I. von Bamberg die Burg Pottenstein, die nun Sitz eines bischöflichen Amtes wurde. Erst 1806 endete die bischöfliche Herrschaft über Pottenstein. Die größte Gefahr für die Existenz der Anlage kam in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts, als man die Burg aus Sicherheitsgründen abreißen wollte; doch der Nürnberger Apotheker Dr. Kleemann kaufte die Burg und bewahrte sie vor diesem Schicksal.

„Schmal wohnt im Burgstall Tycherfelds
Ein Burgmann sonder Tadel,
Ob seinem Haus zackt sich ein Fels
Schmalspitz wie eine Nadel,
Schmalhans pflegt auch des Haushalts sein,
Wir wolln ihn nicht besuchen,
Bis daß die Aßbach fließt von Wein,
Sein Fels ein Zimmetkuchen.“

Einen weiteren Höhepunkt der Fränkischen Schweiz erleben wir in dem Dorf Tüchersfeld im Püttlachtal, dem im Jahre 1995 die Ehre einer Briefmarkenabbildung widerfuhr, was seine Einzigartigkeit unterstreicht. Die erste Erwähnung des Ortes Thuchersvelt stammt aus dem Jahr 1234; der Name geht wahrscheinlich zurück auf die alte Flurbezeichnung „huchteren“, was so viel hieß wie „hohe Bäume“. Über die Erbauer und die Entstehungszeit der Burg Tüchersfeld ist nichts bekannt; als älteste Besitzer werden die Pfalzgrafen vom Rhein, Herzöge in Bayern, genannt. Bis 1248 übten die Herzöge von Méraniens aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs-Dießen die Herrschaft aus; dann übernahm Burkard von Ahorn die Burg als Lehen. Nur 21 Jahre später ging die Burg als Geschenk des Herzogs Ludwigs II. von Bayern an das Hochstift Bamberg, das bis zur

Zerstörung die Lehensherrschaft ausübte. Erstmals im Jahre 1341 ist von zwei Burgen in Tüchersfeld die Rede, und zwar von „Obern“ und „Nydern-Tüchersfeld“. Die obere Burg war schon 1506 eine Ruine; die untere wurde im Bauernkrieg zerstört und im 30-jährigen Krieg durch Feuer vernichtet.

In den Wohngebäuden der Unteren Burg lebten von der Mitte des 18. bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Juden, die über eine eigene Synagoge verfügten. Diese als Judenhof bezeichneten Gebäude wurden 1952 vor dem Abriß wegen Baufälligkeit bewahrt und beherbergen heute ein sehr sehenswertes Museum.

„Wer dich, o Goswinstein, erbaut,
Verbrauchte manch Pfund Heller ...
Sigiza, alte Knappenbraut,
Führ uns zum steilen Söller!
Wer hoch dort ob dem Abgrund schwebt,
Dem liegt die Welt zu Füßen,
Und wer vor Runzeln nicht erbebt,
Darf die Sigiza küssen.“

Überquert man in Tüchersfeld die Püttlach und steigt dann den Berg hoch, so gelangt man bereits nach zwei oder drei Kilometern nach Gößweinstein, einem weiteren Zentrum der Fränkischen Schweiz. Auch hier dürften die Bamberger Domchorknaben eine Herberge gefunden haben; denn die Burg geht angeblich zurück auf einen Grafen Gozwin von Höchstadt und Stahleck, der im 11. Jahrhundert lebte. Bereits 1124 gehörte „Gozwinesteyn“ dem Bischof Otto dem Heiligen von Bamberg, und im Besitz dieses Bistums blieb die Burg nahezu ununterbrochen bis 1802. Für vergleichsweise kurze Zeit, nämlich bis zu dem für die Familie verhängnisvollen Jahr 1347, hatten die Schlüsselberger die Herrschaft inne.

Dieser zuletzt genannten Familie verdankte Gößweinstein eine Kirche, die an der Stelle einer wohl bereits im 11. Jahrhundert bestehenden Kapelle errichtet wurde. Sehr gerne hätten die Bamberger Chorschüler vielleicht in der heute dort zu sehenden Basilika eine Probe ihrer Sangeskunst gegeben; doch wurde der von Balthasar Neumann geplante prachtvolle Bau erst 1739 eingeweiht.

„Dem Fels entsprudeln stark und kühl
Drei nah vereinte Quellen
Und tragen bei der Stempfelmühl‘
Zur Wisunt ihre Wellen ...
Wo Wisent einst und Elch und Ur
Vreislich zur Tränke trabte,
Dort war’s – gottlob doch einmal nur,
Daß Wasser uns erlaubte.“

Tief unterhalb Gößweinsteins, kurz hinter einer scharfen Biegung des Wiesenttales, liegt die Stempfelmühle. Daß die Wanderer aus Bamberg hier mit Wasser vorlieb nehmen mußten, liegt wahrscheinlich daran, daß die Stempfelmühle zu ihrer Zeit wohl noch gar nicht existierte. Die erste Erwähnung datiert aus dem Jahr 1468, wo in einer Bamberger Quelle ein gewisser Heinz Stempfer, „Müller zur Stempfelmühle unter dem Gößweinstein“, genannt wird. Vom 18. bis ins 20. Jahrhundert lenkte die Familie Popp aus dem Kleinziegenfelder Tal die Geschicke der Mühle und richtete in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Gastwirtschaft ein. In diese Zeit fallen auch die Anfänge des Fremdenverkehrs, und die Stempfelmühle entwickelte sich zu einem viel und gerne besuchten Ausflugsort. 1881 wurde die Mühle von Erlanger Studenten entdeckt und zu einer „Exkneipe“ erkannt. Den Mühlenbetrieb stellte man 1924 ein, und während der letzten Kriegstage im April 1945 fiel die Stempfelmühle dem Versuch einiger SS-Leute zum Opfer, den Vormarsch der Amerikaner aufzuhalten zu wollen. Der 1949 fertiggestellte Neubau hatte für August Sieghardt den Reiz und die Romantik der alten Mühle verloren.

„Wisunt, Bergströmllein frisch und gut
In enger Taleswildniss,
Wie spiegelst du in klarer Flut
Der weißen Felswand Bildnis,
Strömst tiefgrün wie ein Alpensee,
Durchsichtig bis zum Grunde ...
Forellen schnalzen in die Höh‘,
Gern prüf‘ ich sie im Munde.“

Die Wiesent bildet mit ihren Zuflüssen Aufseß, Ailsbach/Püttlach, Leinleiter, Breitenbach, Trubach und Ehrenbach das Rückgrat der Fränkischen Schweiz. Somit scheint es gerechtfertigt, diesem Fluß eine Gedichtstrophe zu widmen, zumal sich auf diese

Weise auch die berühmten Forellen noch unterbringen lassen.

*„Doch seh' ich hoch im Ahornwald,
Burg Gailenreut, dich wieder,
Läuft mir ein Rieseln schauerkalt
Als Warnung durch die Glieder:
An Händ' und Füßen eingepflöckt
Im finstersten Verliese,
Lernt' ich, wie man die Beine streckt
In jenem Paradiese.“*

Gar nicht weit von der Stempfermühle entfernt, jedoch wieder hoch über dem Tal, liegt die Burg Gaillenreuth, deren Schicksale denen anderer Burgen gleichen: Erstmals erwähnt im Jahre 1130 als „Geulenriut“, gelangte die Burg bis 1347 in den Besitz der Schlüsselberger, um dann an das Bistum Bamberg zu fallen. Dieses belehnte im Jahre 1359 die Ritter von Egloffstein mit der Burg. Die Gailenreuther Linie der Ritter von Egloffstein starb 1680 aus, und die Grafen von Rieneck zogen bis 1823 auf die Burg. Schließlich ergriffen die Freiherren von Sturmfeder-Hornneck aus Schloß Thurn bei Forchheim Besitz von der Burg Gaillenreuth. Diese lückenlose Darlegung der Eigentümer belegt, daß die Burg wohl niemals dem um 1320 geborenen berüchtigten Raubritter Eppelein von Gailingen gehört haben kann, der am 15. Mai 1381 bei Neumarkt in der Oberpfalz hingerichtet wurde.

*„Herr Eberhart von Wickersstein,
Wo sind denn Eure Hallen?
Sonst fiel Euch selten etwas ein,
Jetzt? ... Alles eingefallen!
Von Nürnberg Frau Ebenhoch
Hielt Tanz auf diesem Rasen;
Der Burgvogt hat die Schlüssel noch,
Die Burg ... ist weggeblasen.“*

Diesmal läßt Scheffel seine Domchorknaben nicht wieder ins Tal hinabsteigen, sondern sie wandern in genau südlicher Richtung weiter nach Wichenstein, wo heute auf dem 588 Meter hohen Felsen, der mitten im Ort aufragt, nur mehr spärliche Reste einer Burganlage erkennbar sind. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts stand die Burg aber bestimmt noch; denn sie wurde 1122 als „Wickerstein“ erstmals erwähnt. Ab 1408 waren die

Herren von Wichenstein dem Bamberger Bischof dienstverpflichtet; jedoch kam es bald zu einem Zerwürfnis, das die Zerstörung der Burg auf Geheiß des Bischofs zur Folge hatte. Während des Bauernkrieges im Jahre 1525 widerfuhr ihr dasselbe Schicksal noch einmal. Endgültig ausgelöscht wurde die Burg dann entweder im Markgräflerkrieg oder im 30-jährigen Krieg, was sich nicht mehr genau feststellen läßt. Vielleicht waren es ja wirklich die Nürnberger, die mit der „Frau Ebenhoch“, einem auf Rädern beweglichen Belagerungsturm aus Holz, der Burg Wichenstein zu Leibe rückten. Mit Georg von Wichenstein starb 1606 der letzte Mann dieses Geschlechts, das einige geistliche Würdenträger hervorbrachte, so zum Beispiel Matthäus von Wichenstein, um 1500 Abt im Benediktinerkloster Plankstetten, oder Konrad von Wichenstein, der zur gleichen Zeit Klostervorsteher in Speinshart bei Eschenbach war.

*„Von Moggast geht's durch steinig Feld
Hinüber nach Drameusel,
Dort steht versteckt am End' der Welt
Ein wohlummauert Häusel;
Nachts reiten Reiter ein und aus,
Weiß nicht, was sie erschnappen ...
Krispinus ist Patron im Haus,
Der Stegreif blinkt im Wappen.“*

Nun wenden Scheffels Chorknaben ihre Schritte wieder nach Norden und wandern über Moggast nach Trainmeusel, das über dem Wiesental auf der Höhe von Muggendorf liegt. Dort fanden sie möglicherweise wirklich „ein wohlummauert Häusel“, von dem aber heute nur noch einige Mauerreste zeugen. Hartnäckig hält sich das Gerücht, daß Eppelein von Gailingen in diesem erstmals im Jahre 1137 erwähnten Dorf auf einer Burg gesessen haben soll; doch erscheint dies unwahrscheinlich, da Eppeleins Heimat wohl in der Gegend von Gunzenhausen zu suchen ist und er den Grafen von Hohenlohe diente.

Die letzten beiden Zeilen in Scheffels Strophe – „Krispinus ist Patron im Haus, / Der Stegreif blinkt im Wappen.“ – entziehen sich einer genauen Deutung. Wie lassen sich Krispinus, im Hochmittelalter der Heilige der Schuhmacher, Gerber und Sattler, und ein

Steigbügel als Teil eines Wappens mit den zwielichtigen Reitern aus der Burg Trainmeusel in Verbindung bringen?

„Am Turm von Aufseß grüßt uns dann
Die Rose aus blauem Schilde,
Ein schriftgelehrter Rittersmann
Hegt sie in ernster Milde.
In der Kapelle hat er sich
Schon Gruft und Sarg bestellet,
Doch zecht er noch frisch tugendlich,
Wenn er den Hirz gefället.“

Jetzt, wo wir uns dem Ende unserer Reise nähern, werden die Wege zwischen den einzelnen Etappen immer weiter: Liegen zwischen Wichenstein und Trainmeusel etwa zwei Stunden, so sind es von dort nach Aufseß um die vier. Doch darf dieser Name bei einer historischen Wanderung durch die Fränkische Schweiz natürlich nicht fehlen. Seit dem 11. Jahrhundert lebt die Familie von Aufseß im gleichnamigen Tal; im Jahre 1114 wird ein Träger dieses Namens erstmals urkundlich erwähnt, und zwar Herolt de Ufsaze. Die Herren von Aufseß gehörten nicht dem niederen Dienstadel an, sondern waren als Reichsritter unmittelbar dem Kaiser untertan. Ihre ehemalige Bedeutung zeigt sich auch darin, daß sie schon im 11. Jahrhundert den Schutz des neu gegründeten Bistums Bamberg nach Osten hin übernahmen.

Natürlich weist die fast 1000-jährige Geschichte der Familie auch viele dunkle Stunden auf: 1430 wurde die Burg Unteraufseß von den Hussiten zerstört, im Bauernkrieg schwer beschädigt, im 30-jährigen Krieg 1633 niedergebrannt. Danach erhielt das Schloß sein jetziges Aussehen.

Der 1801 auf Schloß Oberaufseß geborene Hans Philipp Werner von Aufseß gründete 1852 das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg und leitete es bis 1867. Ob Scheffel diesen Mann bei seiner Reise im Jahre 1859 in Aufseß getroffen und als „frisch-tugendlichen“ Zeicher nach erfolgreicher Hirschjagd in seinem Gedicht verewigt hat?

„Wer gern im Kloster in sich geht,
Der darf zu Lankheim gästen,
Allwo der Pilgrim wohl besteht,
Und müßt' er ewig fasten;

Der Cellerarius Adelhun
Füllt jedem gern sein Kännlein
Und spricht: „Ihr müßt nicht ängstlich tun,
Es beißt euch nicht, ihr Männlein.““

Über das Aufseßtal verlassen die Chorknaben die Fränkische Schweiz und wandern in einem weiten nordwestlichen Bogen wieder nach Bamberg zurück. Den Main erreichen sie bei Lichtenfels, und kurz vor dieser Stadt lädt das Kloster Langheim zu einer Rast. Wilhelm Malter schreibt in seiner Deutschen Landeskunde – Oberfranken West: „Hinter dem Ruhm Vierzehnheiligen mußte Kloster Langheim zurückstehen, doch es hat die reichere Geschichte und wer es heute aufsucht, wird noch aus den Resten dieses einst weit hin gebietenden Klosters seine Größe ablesen. Kloster Langheim! Das bedeutete einst Machtbereich und weitgestreuten Besitz, bedeutete Kulturmittelpunkt, Kolonisations- und Missionsarbeit. Von Ebrach aus 1132 gegründet, von Zisterziensern besetzt, gingen aus Langheim viele angesehene Gelehrte hervor. Abt Knauer begründete den immerwährenden, sogenannten Hundertjährigen Kalender.“

Der 1613 geborene Mauritius Knauer, dessen Vater Bürgermeister in Weismain war, wurde 1649 zum Abt des Klosters Langheim gewählt. Zwischen 1652 und 1659 führte er ein genaues Wettertagebuch. Da er glaubte, daß sich die Witterungsbedingungen in einem Zyklus von sieben Jahren wiederholen, konnte er aus seinen Beobachtungen den auch heute noch berühmten Hundertjährigen Kalender entwickeln. Knauer starb 1664, hat aber wohl den Siegeszug seines Werkes nicht mehr erlebt, denn dessen älteste Drucke stammen aus dem Jahr 1701.

Die 1530 nach Zerstörung neu eingeweihte Kirche sollte in der Barockzeit nach Plänen von Balthasar Neumann als Gegenstück zu Vierzehnheiligen umgestaltet werden, wozu es aber leider nicht kam. Ein von einem Mönch gelegtes Feuer zerstörte im Jahre 1802 das Kloster weitgehend; im Jahr darauf wurde es im Zuge der Säkularisation aufgelöst, so daß Scheffel auch nicht mehr von der alten Herrlichkeit gesehen haben kann, als es uns heute vergönnt ist.

„.... Und schaut der Zeh zum Schuh heraus,
Und blüht der Lenz zu Ende,
So schleicht der Mensch bestäubt nach Haus
Durchs grüne Maingelände.
Doch – ob von langer Wanderschaft
Die Saiten all zersprungen:
Im nächsten Jahr, schenkt Gott die Kraft,
Wird wieder frisch gesungen!“

Die Frühjahrswanderung der Bamberger Domchorknaben neigt sich dem Ende entgegen: „Durchs grüne Maingelände“ geht es in südlicher Richtung wieder zurück in die Heimatstadt.

Daß Scheffel dieses 20-strophige Werk im Jahre 1863 im Rahmen seiner Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ veröffentlichte, verdeutlicht das zumindest vorläufige Scheitern seines ursprünglichen Planes, einen Wartburgroman zu schreiben. Nach Abschluß der Sommerreise von 1859, der sich ein längerer Aufenthalt auf der Wartburg anschloß, schrieb Scheffel im Dezember an den Großherzog Carl Alexander: „Ich hoffe, in diesem Winter ein gut Stück vorwärts zu kommen ... ein Ende sehe ich aber zur Zeit noch nirgend: die Gestalten kauern und lauern ungebannt in allen Winkeln.“

Im weiteren Verlauf des Jahres 1860 sieht sich Scheffel auf Grund der Stofffülle zu einer Konzeptionsänderung gezwungen: „Die Geschichte der ersten Nibelungen-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen wie die alte Ulme im Klostergartenschlößlein zu Hirsau, sie ist zum Dach hinausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbstständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen.“

Im Juni 1863 übersandte Scheffel dem Großherzog das erste Exemplar der „Frau Aventiure“ und gab im Begleitschreiben seiner Hoffnung Ausdruck, daß seiner Liedersammlung „bald ein statliches und gediegernes Buch nachfolgen“ werde, doch dazu kam es nicht. In Scheffels Leben änderte sich nun einiges: Im August 1864 heiratete er Caroline von Malzen und ging damit eine Verbindung ein, die nur kurze Zeit unter einem guten

Stern stand. Am 5. Februar 1865 starb Scheffels Mutter, und am 20. Mai 1867 wurde sein Sohn Victor geboren. Im gleichen Jahr erging die Einladung an Scheffel, zum 800. Wartburgjubiläum nach Thüringen zu kommen und die Feierlichkeiten mit einer eigenen Festgabe zu bereichern. Wegen eines Aufenthaltes in den Schweizer Alpen konnte Scheffel dieser Einladung nicht Folge leisten, kündigte als Geschenk zum Jubiläum aber eine Prachtausgabe seiner Novelle „Juniperus“ an. Mit diesem Buch sandte Scheffel am 13. Dezember 1867 auch ein kurzes Schreiben an den Großherzog, das folgende Sätze enthält: „In solcher Form und Ausstattung die Wartburggeschichten zu erzählen, war einst mein Bestreben; der Plan war zu groß angelegt und mußte unvollendet bleiben wie mancher Dom des Mittelalters. Ich kann nicht einmal sagen: „in magnis voluisse sat est“, denn die vollendeten Proben sind zu wenig bedeutend, und den Schmerz um Größeres und Besseres empfindet Niemand tiefer als ich.“

Trotz wiederholter Versuche des Großherzogs, Scheffel zu neuer Tätigkeit anzuregen, blieb diese Absage an den Wartburgroman eine endgültige. Dem zehnjährigen Ringen des Dichters um dieses Werk war letztendlich somit kein Erfolg beschieden, und die in dem anfänglich zitierten Brief vom 18. November 1857 geäußerten Zweifel am Gelingen eines solchen Romans hatten sich bewahrheitet.

Es muß auffallen, daß Scheffels literarische Produktivität unter dem Druck, den er sich durch den Wartburgroman auferlegt hatte, schwer litt. Nach dem „Trompeter von Säckingen“ und dem „Ekkehard“ kamen von ihm keine größeren Werke mehr zustande, nur noch Liedersammlungen oder Reisebeschreibungen. Dennoch wurde er in der zweiten Hälfte des 19. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem der populärsten deutschen Schriftsteller. Welch hohes Ansehen er genoß, zeigt eine Passage aus der von Freiherr Börries von Münchhausen verfaßten Einleitung zum ersten Band der Jahrbücher des Deutschen Scheffelbundes aus dem Jahr 1926: „Was war Scheffels ‚Ekkehard‘? Ein Buch des ganzen deutschen Volkes, ein Buch, angeschmachtet von den Mädchen, verhimpelt von den Schülern, angeschwärmt von

den Studenten, angebetet von Frauen, bewundert von Schriftgelehrten, auswendig gelernt von den überbürdetsten Hausfrauen und den nüchternsten Geschäftsleuten, als einzigstes Buch in hunderttausend Koffern auf die Reisen mitgenommen von Staatsanwälten und Ministern, Ärzten und Bürgermeistern, Professoren, Gärtnergehilfen, Gutsinspektoren, Handwerksburschen – es gab keinen Stand und kein Alter, das auszunehmen war hierbei! Der „Ekkehard“ ist der deutsche geschichtliche Roman, und er ist es mehr als zwei Menschenalter hindurch geblieben.“

Von diesem Glanz ist heute nichts mehr übrig. Wenn Scheffels Volkstümlichkeit in Franken zumindest noch in Resten bewahrt wurde, so liegt dies nicht zuletzt an der „Sängerafahrt“ seiner Bamberger Domchorknaben; denn in nahezu jedem Ort, den Scheffel 1859 besucht und in sein Gedicht aufgenommen hat, hält man die Erinnerung an den Dichter am Leben. Jedem Wanderer fallen die einzelnen Strophen aus der „Sängerafahrt“ ins Auge, die an vielen markanten Stellen Scheffels Aufenthalt in der Fränkischen Schweiz ins Gedächtnis rufen.

Die letzte Strophe von „Exodus Cantorum“ führt uns ins „grüne Maingelände“ zwischen Lichtenfels und Bamberg. Dieser Landschaft rund um den Staffelberg hat Scheffel in einem auch heute noch lebendigen Lied ein literarisches Denkmal gesetzt, das den Dichter bestimmt noch lange vor dem völligen Vergessen-Werden bewahren wird:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.
Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zu guter Sommerzeit
Ins Land der Franken fahren!

Der Wald steht grün, die Jagd geht gut,
Schwer ist das Korn geraten!
Sie können auf des Maines Flut
Die Schiffe kaum verladen.
Bald hebt sich auch das Herbstan,
Die Kelter harrt des Weines;
Der Winzer Schutzherr Kilian
Beschert uns etwas Feines.

Wallfahrer ziehen durch das Tal
Mit fliegenden Standarten,
Hell grüßt ihr doppelter Choral
Den weiten Gottesgarten.
Wie gerne wär' ich mitgewallt,
Ihr Pfarr' wollt mich nicht haben!
So muß ich seitwärts durch den Wald
Als räudig Schäflein traben.

Zum heiligen Veit von Staffelstein
Komm' ich emporgestiegen
Und seh' die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen:
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg' und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au –
Ich wollt', mir wüchsen Flügel.

Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zu mähen;
Ich seh' ihn an der Halde draus
Bei einer Schnittin stehen.
Verfahrner Schüler Stoßgebet
Heißt: „Herr, gib uns zu trinken!“
Doch wer bei schöner Schnittin steht,
Dem mag man lange winken.

Einsiedel, das war mißgetan,
Daß du dich hubst von hinnen!
Es liegt, ich seh's dem Keller an,
Ein guter Jahrgang drinnen.
Hoiho! die Pforten brech' ich ein
Und trinke, was ich finde ...
Du heiliger Veit von Staffelstein,
Verzeih' mir Durst und Sünde!“

Literaturverzeichnis:

Conrad Höfer (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Karlsruhe 1928.

Börries Freiherr v. Münchhausen (Hrsg.): Jahrbuch des Deutschen Scheffelbundes. Karlsruhe 1926, Bd. 1 der neuen Folge der Jahrbücher des Scheffelbundes.

Joseph Victor v. Scheffel: Briefe an Karl Schwanitz (1845–1886). Leipzig 1906.

Ders.: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Stuttgart o.J.